

Das Gleichnis von den naiven und den schlaun jungen Frauen

1 Dann wird die Welt Gottes mit der Wirklichkeit in der folgenden Geschichte über zehn junge Frauen verglichen werden:

Sie nahmen ihre Fackeln und gingen hinaus, um dem Bräutigam zu begegnen. 2 Fünf von ihnen waren naiv und fünf schlaun. 3 Denn die naiven nahmen ihre Fackeln, aber kein Öl mit sich. 4 Die schlaunen jedoch nahmen Öl in den Gefäßen mit ihren Fackeln mit.

5 Als der Bräutigam auf sich warten ließ, wurden sie alle müde und schliefen ein. 6 Mitten in der Nacht ertönte Geschrei: ›Da ist der Bräutigam. Geht hinaus, um ihm zu begegnen.‹ 7 Da wachten diese jungen Frauen alle auf und machten ihre Fackeln zurecht.

8 Die naiven sagten zu den schlaunen: ›Gebt uns von eurem Öl, denn unsere Fackeln verlöschen.‹ 9 Die schlaunen antworteten: ›Dann wird es bestimmt nicht für uns und euch reichen. Geht lieber zu den Händlern und kauft welches für euch.‹

10 Während sie weggingen, um einzukaufen, kam der Bräutigam, und die fertig vorbereiteten gingen mit ihm zur Hochzeitsfeier, und die Tür wurde geschlossen.

11 Später kamen die übrigen jungen Frauen und sagten: ›Herr, Herr, öffne uns.‹ 12 Er aber sagte: ›Das sage ich euch: Ich kenne euch nicht.‹

13 Seid wach, denn ihr kennt weder Tag noch Stunde!

Bitte lese zur Vorbereitung unten stehende Kommentare durch.

1. Ich lese den Text

- Der Text ist aus der Bibel-Übersetzung in Gerechter Sprache genommen. Was stößt dir beim Lesen auf oder kommt dir etwas komisch vor?
- Fällt dir ein Bezug ein zwischen diesem Text, der normalerweise nicht in der Adventszeit aufscheint, und unserer Vorbereitung auf Weihnachten?
- Welche anderen Bibelstellen zum Thema Hochzeitsfeier fallen dir ein?

2. Der Text liest mich

- „Öl für die Fackeln“ dabei haben oder keines dabei haben; das scheint entscheidend zu sein. Was könnte wohl mit „Öl“ und „Fackeln“ aus der Gleichnisrede gemeint sein?
- Wie kann der Bräutigam zu den „naiven“ Frauen sagen: Ich kenne euch nicht? Kennt er denn die anderen? Worum geht es da?
- Wie würde V. 13 „Seid wach, denn ihr kennt weder Tag noch Stunde!“ in non-dualistischer Sprache klingen?
- Welche Botschaft steckt für dich in diesem Gleichnis?

Kommentare:

Dom Henry Wansbrough, in Universalis

Der wichtigste Moment einer Hochzeit zu dieser Zeit war, als der Bräutigam die Braut aus dem Haus ihres Vaters holte und sie in sein eigenes brachte. Die Fackeln sollte man sich als ölgetränkte Lappen vorstellen, die am Ende eines Stocks brannten, um ihn entweder in das eine oder in das andere Haus zu geleiten. (Die kleinen Öllämpchen, die man bei archäologischen Ausgrabungen findet, wären für eine solche Feier kaum geeignet: Sie spenden nur wenig Licht und würden bei jedem Windstoß verpuffen).

In einem typisch matthäischen Schwarz-Weiß-Gleichnis geht es nicht darum, dass alle einschliefen, sondern darum, dass nur einige Öl mitgebracht hatten, mit dem sie die Lumpen tränken konnten. Bei Matthäus wäre dies ein Vorrat an guten Werken (wie das Hochzeitsgewand in 22,12). Es geht nicht mehr um Wachsamkeit, wie im vorigen Gleichnis, sondern um die richtige Vorbereitung. Es ist nicht so, dass die dummen Mädchen nicht genug Öl hätten; sie hatten einfach keins; kein Wunder, dass die Lumpen immer wieder ausgingen! Ohne Öl würden die Lumpen nicht einmal richtig brennen! Die Geschichte ist keine Allegorie, sondern nur ein einziges Gleichnis über die Notwendigkeit, sich auf die letzte Hochzeit vorzubereiten. Dieses Hochzeitsmahl ist der freudige Moment der Hochzeit des Herrn mit seiner Braut am Ende der Zeit, wie so oft im Alten und Neuen Testament.

Christian Community Bible (Übers. aus dem Engl.)

- 25.1 TREUE

Die drei folgenden Gleichnisse zeigen uns, wie wir die Wiederkunft Christi erwarten können, indem wir wachsam und aktiv sind. Das erste, „die zehn Brautjungfrauen“, ist das schönste Gleichnis über die Treue. Die zehn Mädchen folgten dem Brauch, die ganze Nacht auf den Bräutigam zu warten, der in sein Haus begleitet wird. Der Bräutigam kommt zu spät, was niemanden verwundern sollte. Die Braut wird nicht erwähnt: Vielleicht werden sie am Ende feststellen, dass es keine andere als sie selbst war. Sie wurden alle schläfrig und schliefen ein (V. 5). Wenn die Sonne untergegangen ist, ist alles dunkel und es kann nichts mehr getan werden (Joh 9,4). Es gibt nichts mehr zu tun, außer der Treue des Herzens (Dtn 5,2): Öl wird nötig sein, um die Flamme am Leben zu erhalten.

Hier wie an anderen Stellen zeigt uns das Evangelium, dass es mehr als Bekehrung und Enthusiasmus braucht: Es geht darum, durchzuhalten (7-24). Die Gewissheit, einen Vorrat an Öl zu haben, bedeutet, die Mittel zu ergreifen, die es uns ermöglichen, in unserer Berufung auszuharren.

Einige werden sagen, dass Matthäus dieses Gleichnis hier zum Nutzen der ersten Christen platziert hat, denn nachdem sie die Wiederkunft Christi erwartet hatten, sahen sie, dass nichts geschah. Irrtum! Jesus spricht zu den Gläubigen aller Zeiten. Für sie wird die Treue an dem einen oder anderen Tag zur Last: „Ich wusste nicht, worauf ich mich einlasse.“ Darin liegt die Größe der Treue. Man kann sie nicht im Voraus wissen; Gott die Hand zu geben ist ein Sprung ins Ungewisse. Nur durch dieses Ausharren können wir gerettet werden (Mt 24,13), d.h. uns selbst finden.

Der Herr verlangt Treue und Ausdauer von denen, die er auserwählt hat: So retten wir eine Welt, die überall nach der Wahrheit sucht und nicht weiß, welchem Herrn sie sich hingeben soll.

Eugen Drewermann. Wenn der Himmel die Erde berührt: Meditationen zu den Gleichnissen Jesu. Patmos, 1993

Wie man vor Gott steht

Es ist sonderbar: Man versucht, jemanden zu verstehen, und sieht über einen Zeitraum von mehr als zweitausend Jahren Worte aufgezeichnet, die in sich völlig klar zu sein scheinen, und dennoch versteht man sie nicht. So ist es mit diesem Gleichnis Jesu von den klugen und den törichten Jungfrauen. Schon das Neue Testament scheint gerätselt zu haben, was Jesus gemeint hat. Ganz sicher nicht das, was das Matthäusevangelium im Schlußsatz darin ausgedrückt findet: Seid also wachsam. Die Mahnung selber gilt, und sie paßt zu Jesus, daß wir das Licht nicht verdämmern und verschlafen, indem wir uns betäuben, abstumpfen und so geistlos wie möglich vegetieren. Jesus wollte, daß wir mit hellen Augen und wachen Herzens sensibel, empfindsam und klar in den Begrenzungen der Zeit vor Gott stehen. Zu diesem Gleichnis aber paßt diese Mahnung nicht. Alle, die klugen wie die törichten Jungfrauen, schlafen ein; darauf kann es nicht ankommen. Es scheint auch, daß das Matthäusevangelium mit dem Einschlafen noch anderes verbunden hat, ist doch der Schlaf der Bruder des Todes. Und so läßt sich denken, das Gleichnis wolle sagen: Allesamt werden wir entschlafen, und dann wird der entscheidende Ruf an uns ergehen. Wie haben wir dann gelebt, und was haben wir dann mitzubringen in jene andere Welt?

Aber Christus spricht nicht vom Tod, er spricht von der Art des Lebens jetzt vor den Augen Gottes. Will man verstehen, was er meint, wird es am richtigsten sein, dem unmittelbaren Gefühl zu folgen, das seine Erzählung hinterläßt. Und das ist womöglich der schwierigste Eindruck. Wer diese Erzählung unbefangen hört, bekommt am Ende Angst. Es ist möglich, dazustehen, und es ist buchstäblich alles zu spät. Die Tür wird verschlossen, und sie öffnet sich nicht wieder. Im Gegenteil, der Bräutigam erklärt kategorisch, daß er diese anderen Brautjungfern überhaupt nicht kennt noch auch kennen will. Es hat feinnervige Ausleger gegeben, die deshalb sagten, dieses Gleichnis wird nicht von Jesus sein. Er, der die Menschen in ihrer Angst beruhigt, kann so nicht sprechen. Er, der uns gerade Gott nahebringen wollte als unseren Vater, dem gegenüber es keine Angst zu geben braucht, sondern nur die Haltung eines reinen, kindlichen Vertrauens, er kann so von Gott nicht gesprochen haben. Und dennoch glaube ich, daß Jesus gerade so und nicht anders gesprochen haben wird. Es gibt viele Worte Jesu, die so sind, ganz gewiß Worte am Rande dessen, was er glaubte begreifbar machen zu können, aber dann doch ganz wahr und richtig. Die Frage ist nur, worauf man diese Worte bezieht, und ich denke, man muß sie auf Menschen beziehen, die vor allem im Leben Angst haben und deswegen gar nicht dazu kommen, wirklich zu leben, die aus ihrem Leben eine einzige Burg, eine einzige Verteidigungsschanze, einen Schützengraben machen und nicht mehr dort herauskommen. Zu solchen Menschen der Angst hat Jesus verschiedentlich auch im Klartext gesagt: »Es gibt nur eines, was ihr wirklich fürchten solltet; nicht die Menschen; sie können euren Leib zerstören oder euren guten Ruf oder

euer Ansehen oder eure Macht; fürchten solltet ihr einzig Gott, er ist der Herr der Ewigkeit.« Und so scheint dieses Gleichnis gemeint zu sein. Es spricht von einer Art von Klugheit, und ich nehme an, Jesus wird bei allem, was er sagte, immer wieder diesen Haupteinwand gehört haben: »Was er spricht, ist unvernünftig; was er sagt, kann man nicht tun; was er verlangt, ist viel zu happig, es räumt auf mit zu vielen Reserven. Wie denn, man sollte wirklich alles, was man besitzt, den Armen geben. Was bleibt einem dann zum Leben? Man sollte demjenigen, der einem nach dem Mantel trachtet, freiwillig noch das Unterhemd belassen? Dann ließe man ja selber schutzlos und nackt herum. Man sollte demjenigen, der auf uns flucht und schimpft, mit Segen und Gebet antworten? Wir würden uns doch nur ans Messer liefern.« In jedem Punkte wird man die Worte Jesu als unvernünftige Übertreibungen herabgestuft haben. Deswegen gibt es aus seinem Munde mehrere Gleichnisse wie zur Rechtfertigung einer Art von Klugheit.

Was ist denn im Sinne des bürgerlichen Durchschnitts klug und vernünftig? Nun eben, daß man sich sichert, so gut es geht, daß man kein Risiko eingeht, daß man nach Möglichkeit alle Eventualitäten vorwegnimmt, und ist man so verfahren, glaubt man, ruhig im Dasein stehen zu können. Wie aber ist es vor Gott? Wie müßten wir leben, wenn wir begreifen würden, daß diese irdische Existenz nur nach Jahrzehnten oder Jahren zählt, dahinter aber die Ewigkeit wartet? Wie sähe unser Leben aus, wenn wir begriffen, daß wir zum ewigen Hochzeitsmahl Eingeladene und Berufene sind? Alle Gewichte, alle Proportionen kämen dann ins Wanken. Mit einemmal gäbe es eine neue Frage an uns: wie wir denn unter dem Atem der Unendlichkeit existieren können und wollen. Dies ist es, was Jesus immer wieder vor Augen hat.

Wir rechnen unsere Alltagssorgen sehr vernünftig aus und sind Meister darin, jedes Unsicherheitsmoment aus unserem Leben zu entfernen. Und immer wieder triumphiert die Angst vor Hunger, vor Not, vor Schande, vor Einsamkeit, und wir verbarrikadieren uns bis an die Grenzen der Menschlichkeit. Wir werden dabei hartherzig, blind, grausam, innerlich tot und erstickt. Immer werden wir sagen: »Anders geht es nicht, und so ist es ein Gebot der Klugheit.« Und nun meint Jesus allerdings mit Entschiedenheit: Wer den Blick auf Gott richtet, lernt auf der Stelle, anders zu leben, und es gibt eine Art von Klugheit, die diese irdischen Sicherheiten endgültig als unsicher begreift und die versteht, daß es nur auf ein einziges wirklich ankommt, das es zu besorgen gilt: wie man vor Gott dasteht.

Ich glaube, daß Jesus es an einer bestimmten Stelle nicht mehr hören möchte, daß Leute ihm sagten: »Wir begreifen sehr wohl, was du meinst, wir verstehen, daß du in gewissem Sinne recht hast, die Welt wäre auf der Stelle menschlicher, wir selber lebten weitherziger, größer, von Freude erfüllter, wir gingen aufrechter und gerader durch die Welt — aber es geht nicht, jedenfalls heute noch nicht. Heute sind wir noch jung, und heute müssen wir anders leben. Und morgen haben wir Kinder, und die müssen wir erziehen. Und übermorgen werden wir krank sein und müssen zum Arzt. Und dann sind wir schon alt und können uns nicht ändern.« Und immer wird man neue Ausreden, Vorwände und Einwände bringen. Deshalb meint Jesus in diesem Gleichnis: »Vertut euch nicht. Es ist, vor Gott besehen, töricht, so zu denken und zu reden. In den Sachen Gottes gibt es keinen Aufschub, sondern was man heute für wahr ergreift und begreift,

sollte man sofort unternehmen und tun. Wer meint, 'in den wesentlichen Lebensfragen etwas auf die lange Bank schieben zu können, wird erleben, daß es ein Zuspät gibt, und dann endgültig. So muß man sich Jesus unbedingt denken als einen Mann des Jetzt-oder-Nie, so daß, wer heute immer noch nicht begreift, es nie begreifen wird, als einen Mann auch des Entweder-Oder, so daß, wer heute sich noch durchmogelt mit Kompromissen — es gibt das Reich Gottes, aber es gibt auch die Rücksichten auf die irdischen Bedürfnisse — alles vertut und am Ende dasteht und gar nichts hat.

Dies ist, was Jesus in der Tat meint: Es gibt vor Gott keine halben Sachen. Und wenn es irgendein Risiko wirklich zu vermeiden gibt, dann dieses Denken in Aufschüben, dann dieses Lavieren in Halbheiten, dann dieses Gekungel vor Gott, das zu nichts führt, außer am Ende ausgesperrt zu sein, niemals bei sich selber anzukommen, jede wirkliche Entscheidung vertagt zu haben und entdecken zu müssen, daß man in Wahrheit nie wirklich dabei war, nie wirklich gelebt hat, daß schließlich wir uns selber nicht kannten und Gott uns nicht kennen möchte. Es sind Worte einer äußersten Angst, o ja, aber fragen muß man sich, wieviel Angst Jesus um die Menschen gehabt hat, wenn er sah, daß sie vor allem Angst haben, außer vor diesem einen einzigen Wesentlichen: daß man vor lauter Sorgenkram, vor lauter Angstgehetze durch die Welt in Wahrheit alles verpassen kann, Gott und sich selber und das Glück. Am Ende hat man alles besorgt und nichts erreicht, alle Pflichten getan und sein Herz verloren, die ganze Welt erobert und die Seele nie gekannt. Es gibt nur eines im Leben, was wirklich furchtbar und fürchterlich ist: soviel Angst zu haben, daß man dabei Gott aus den Augen verliert. So kann man wieder anknüpfen an das, was Jesus sagen wollte: »Nur einen einzigen sollt ihr respektieren, einen einzigen wirklich fürchten, den Herrn, deinen Gott.« Wenn wir dies tun, werden wir auf der Stelle merken, daß wir keinen Grund haben, vor Gott Angst zu haben. Er beruhigt all die Gefährdungen, all die Weglaufereien, all die Fluchtendenzen, die wir auf Erden nötig zu haben glauben. Er ist, wie die Worte der Psalmen im Gebetbuch Jesu immer wieder sagten, der einzige Fels, die wahre Burg, unser Schutz und unser Schild, und unter seinen Flügeln sind wir geborgen. Noch heute könnten wir bei ihm sein, geschützt und beschirmt in seinen Händen.

Hoffen auf Erfüllung

Die beste Art, ein Gleichnis Jesu zu verstehen, bestünde darin, einander zu erzählen, wie es auf jeden wirkt, wenn er es hört, und seine eigenen Erfahrungen damit dem anderen mitzuteilen. Würden wir so vorgehen, wäre der erste Eindruck beim Hören dieser Geschichte vermutlich eine allgemeine Ratlosigkeit. Es nimmt uns wunder, wie so anders Jesus hier spricht als bei all den Worten, die wir sonst aus seinem Mund zu hören gewohnt sind. Er, der sonst die Sorglosigkeit für den morgigen Tag anempfiehlt und fast befiehlt, spricht hier von einer möglichst genauen Vorbereitung. Er, der sonst nicht müde wird, uns das gemeinsame Teilen bis ins äußerste hinein als Grundhaltung aufzuerlegen, läßt seine klugen Jungfrauen fast mitleidlos rechnen, jene anderen ins Abseits gehen. Er, der sonst Gott schildert als jemanden, der bereitsteht, selbst die schlimmsten Fehler zu verzeihen, wird indirekt doch hier als jemand vorgestellt, der die Tür zu seinem Hochzeitssaal verschließt und nie wieder öffnet, als gäbe es da ein grausames Zuspät.

All das möchte noch hingehen, wenn wir wenigstens klare Anhaltspunkte hätten, wo-

von denn eigentlich gesprochen wird. Selbst Matthäus scheint dies fragwürdig. Er schließt das ganze Gleichnis ab mit einer deutlichen Mahnung: »Seid wachsam!« Aber darum kann es der Geschichte nicht zu tun sein. Schlafend werden sie alle gefunden, die zehn Jungfrauen, und der Unterschied zwischen ihnen liegt nicht darin, daß die einen die Augen offenhielten und die anderen sie schlössen. Richtiger scheint die Ahnung des Matthäus bei der Abfassung dieses Gleichnisses und in der Zusammenstellung seines Evangeliums zu liegen; er stellt nämlich diese Geschichte unmittelbar hinter die große Rede Jesu vom Untergang der Welt und vom Kommen des Menschensohns auf den Wolken des Himmels. Da geht es um die Erwartung, daß endlich das Reich Gottes anbrechen und einbrechen möge in eine nahezu gottlose und unhaltbar gewordene Welt und Weltordnung. Vermutlich sind das die ersten Hinweise, wie man das Gleichnis verstehen sollte. Folgen wir ihnen, so müssen wir noch hinnehmen, daß Geschichten dieser Art nicht auf alles mögliche antworten, sondern nur auf ein ganz bestimmtes Gefühl, auf ein eng umschriebenes Problem, das sich aus einer konkreten Erfahrung ergibt. Es ist also sinnlos, sich, wie jahrhundertlang die Kirchenväter, zu fragen: »Was ist wohl mit der Lampe gemeint? Und was mit dem Öl? Ist es die Flamme der Liebe, oder ist es die Flamme der Hoffnung? Geht es um die jungfräuliche Reinheit auf dem Weg zur Hochzeit des Bräutigams?« Oder was immer man in den Text noch hineinprojizieren und -phantasieren mochte.

Es muß im Leben Jesu selber, an der Art seines Sprechens und Auftretens, etwas gegeben haben, das dieses Gleichnis erforderte, und man kann gerade im Zusammenhang mit der Geschichte einer beginnenden Hochzeit manche Worte Jesu in dieser Richtung zusammenbringen. Tatsächlich gab es, mit dem Auftreten Jesu verbunden, so etwas wie eine begeisterte Stimmung der Freude, eines Aufbruchs von Jubel und Zuversicht. Eines Tages kamen die Pharisäer und die Jünger Johannes' des Täufers, seines eigenen Lehrmeisters, und fragten ihn und seine Jünger: »Warum haltet ihr nicht die Fastenpraxis?« (Nicht irgendeine Nebensache in der irdischen Frömmigkeit!) Und Jesus muß geantwortet haben: »Jetzt herrscht die Stimmung einer beginnenden Hochzeit, jetzt wird nicht gefastet.« Man hat ihm das vorgeworfen, man hat gesagt: »Johannes der Täufer war ein Asket, fastete, disziplinierte sich — dies ist ein Weinsäufer und Fresser.« Aber die Antwort Jesu war: Wenn es um Gott geht und man ihn nahe spürt, dann hat es keinen Sinn, sich ins Fleisch zu schneiden, Buße zu tun mit strengem Gesicht und der ständigen Unterdrückung von Gefühlen, dann lebt es sich gerade umgekehrt nach außen, setzt sich frei mit einer glühenden Leidenschaft. Das muß Jesus die Menschen seiner Zeit glauben gemacht haben. Ihre intensivsten Erwartungen — jetzt gingen sie in Erfüllung. Es muß eine begeisterte Stimmung geherrscht haben, ein Aufbruch, den man gern als den Frühling von Galiläa bezeichnet hat.

Dann haben wir aber auch ganz andere Worte Jesu, und sie sind furchtbar. In der eigenen Stadt, in Kafarnaum, in welcher Jesus seine Wohnung hatte und offenbar den größten Zeitraum seines öffentlichen Wirkens zugebracht hat, muß irgendwann die Bevölkerung sich von ihm abgekehrt haben. Und da hören wir, wie er die Städte in Galiläa, Kafarnaum selbst und, wenige Wegstunden weiter, Chorazin und Betsaida verflucht, schlimmer als die Heidenstädte Tyrus und Sidon, ärger als die verdammten Städte Sodom und Gomorra, über die Gott Schwefel regnen ließ. Zwischen diesen beiden Erfah-

rungen, einer leidenschaftlichen Zuversicht und einer enttäuschten Verwerfung, muß dieses Gleichnis gesprochen sein, vielleicht an seine eigenen Jünger, ganz sicher an den engsten Kreis derer, die an ihn glauben wollten. Sie werden ihn gefragt haben, ob nicht alles ein Irrtum sei, was er gelehrt hat — der übliche Vorwurf an jeden Propheten, jeden Feuerkopf göttlicher Ungeduld, lautes Stereotyp durch die Jahrtausende: »Er ist ein Schwarmgeist; er erwartet alles für jetzt, und da täuscht er die Menschen; er hat nicht die Ausdauer, die Dinge abzuwarten; und vor allem mangelt es ihm an der bürgerlichen Geduld, sich langsam und geordnet durch den Alltag zu bewegen. Da ist Gott, in den Reglements und in den langsam voranschreitenden Bewegungen der Geschichte, aber nicht im Feuersturm, nicht im Ungestüm, nicht im Hier und Jetzt und Unbedingt-Gleich. Das verführt die Menschen. Das macht sie wahnhaft an etwas glauben, das kommen soll und immer ausbleibt. Das ist das Verderbliche an all den Propheten. Ständig irren sie sich, weil sie Dinge versprechen, die phantastisch sind, und glauben schließlich die Menschen wie sie, so sind sie am Ende leer und enttäuscht; besser ist, man erwartet überhaupt nichts, man kehrt sich von diesen Schwätzern ab. Hört sie nicht, ihre Träume sind gefährlich, ihre Visionen Narretei und das, was sie Hoffnung nennen, leere Versprechungen. Begreife, guter Bürger, daß zu hoffen auf dieser Welt nur zynisch endet. Erwarte möglichst wenig. Deine Rente erwarte und den Krankenkassenarzt, den halte dir warm, aber sonst ist deine Zukunft ausgemacht, so wie du sie vorbereitest. Etwas Neues, etwas ganz anderes, etwas Göttliches ist da nicht vorgesehen. Wer davon spricht, von einem Reich Gottes, einem Reich des Friedens und der Gerechtigkeit, dem gegenüber verstopfe die Ohren! Solche Leute kennt man aus der Geschichte. Und Jesus von Nazaret ist einer der Üblichen. Weg mit ihm! Schnell weg mit ihm! Keine Sorge, er wird das selbst schaffen. Kaum hat er Nazaret verwünscht und Chorazin, Betsaida und Kafarnaum, da wird er selbst den langen Marsch nach Jerusalem antreten, um alles übers Knie zu brechen. Und er wird sehen, wie das endet. Typisch.«

In diese Situation der Bedenken, der Gegenverfluchungen, der höchstgespannten Auseinandersetzungen hat Jesus die innere Kraft, ein ganz ruhiges Gleichnis zu erzählen, eben dieses von den zehn Jungfrauen. Man hat immer wieder herumgerätselt, wie eigenartig es hier zugehe; in Wirklichkeit ist es das ganz Normale noch heute in arabischen Ländern. Man feiert die Hochzeit, ganz wie Jesus es voraussetzt. Da sind in dem einen Haus die Frauen versammelt und in dem anderen beim Bräutigam die Männer. Sie hören endlose Liebeslieder, sie erzählen faule Witze, sie bereiten den Hochzeiter gründlich auf die Hochzeit vor, die irgendwann um Mitternacht sich vollziehen wird. Dann, in langer Prozession, begibt man sich zum Haus der Braut und holt sie ab, zurück in das Haus des Mannes. Das kann sich verzögern je nach den Tollheiten, die im Umkreis des Bräutigams passieren; Pünktlichkeit ist in einer Zeit, wo es keine Armbanduhr gibt, nicht grad die Pflicht, und nach Mond und Sternen sich zu orientieren nicht die Pflicht, wenn's um die Hochzeit geht. Man hat Zeit im Orient, noch heute. Also sollte man vorsichtig sein als Brautjungfer. Die Krüge, von denen da die Rede geht, sollte man sich nicht so vorstellen wie in manchen Kirchenwandgemälden; da sind es Riesenkrüge, die die armen Jungfrauen mitschleppen — tatsächlich handelt es sich um zwei Fingerhutvoll Ölersatz, nicht mehr, nicht weniger; kein Problem, es mitzuneh-

men, man müßte nur dran gedacht haben.

Das ist das äußere Szenario dieser Geschichte. Aber worauf es ankommt, ist eine außerordentlich feine und sensible Lehre. Was Jesus den Hörern seiner Zeit sagen will, ist einfach dies: Die Hoffnung auf die Hochzeit stimmt. Bitte gebt sie nicht auf. Sie ist euer Kostbarstes. Sie umschließt alle Hoffnung, die ihr habt, und alle Freude. Zertretet sie nicht. Wahr ist: Es gibt kein Versprechen, wann es sich ereignet und wie es sich erfüllt; nur daß ihr aushaltet, ist das Wichtige. Und ihr braucht einen langen Atem, bitte seid klug. Es ist kein Gegensatz, es geht sehr gut zusammen, zu hoffen mit glühendem Herzen und klar zu denken mit wachem Verstand. Es muß keineswegs sein, daß ein starkes Gefühl den Kopf umnebelt. Es ist möglich, zu hoffen und vernünftig zu sein. Aber dann läßt sich voraussehen, daß das Entscheidende im Leben sich nicht machen läßt, man muß es erwarten, und da man es nicht planen kann, nicht wissen kann, wie es termingerecht sich einstellt, gilt es, sich einzurichten auf eine unabsehbar lange Zeit. So ist es, wenn es um Gott geht und wie er in unserem Leben Macht gewinnt, wie sein Königreich kommt, in der Sprache der Bibel.

Übertragen wir's auf unser Leben und begännen wir, nun einer dem anderen zu erzählen, was die stärksten Erwartungen in seinem Leben sind, worauf er am meisten hofft, welche Enttäuschungen für ihn die schlimmsten waren, dann hätten wir, entlang unserer eigenen Lebenserfahrung, eine Menge, um dieses Gleichnis zu verstehen mit all dem, was wir selber sind. Das Erstaunliche an uns Menschen ist, daß wir diesen schmalen Grat zwischen hochgespannter Erwartung und drohender Enttäuschung wahren können. Es ist die Rechnung der Zyniker, daß alles, was länger dauert, sich von selber abschleift, daß man wirklich intensive Hoffnungen niemals auf Dauer stellen kann, weil die Vertröstungen, das Hinhalten über kurz oder lang die Macht der Zerstörung besitzt. Alles, was Alltag ist, macht alltäglich. Alles, was Gewohnheit wird, macht gewöhnlich, und alle Dauer verdorrt, was in uns fließen und strömen möchte.

Kann es aber nicht auch ganz anders sein? Da erzählt eine Frau, daß sie in irgendeinem Hinterhofbüro herumgesessen hat, bis daß sie über fünfzig war, und da hat sie irgendwann, bei irgendeiner Fahrt, endlich jemanden kennengelernt, auf den sich einzulassen sie nach dreißig Jahren Angst den Mut hatte. Es ist das Erstaunliche an Menschen, daß es im Schwebezustand zwischen Hoffnung und Erwartung mit einemmal die Kraft gibt, etwas freizusetzen. Es käme nie zustande bei Leuten, die so endgültig enttäuscht sind, daß sie mit der Zukunft abgeschlossen haben. Es ist aber, wie wenn sich Samenkörner in die Erde gelegt hätten; sie liegen fast vollkommen trocken, aber dann, über Nacht, fällt Tau auf die Erde, dringt ein in den Staub und erweckt Leben. Diese unglaubliche Möglichkeit eines Aufbruchs bei Menschen, die von sich her für ihr Schicksal kaum etwas tun zu können glaubten und die dennoch die Stunde, in der es gilt, mit voller Bereitschaft ergreifen können, ist etwas Wunderbares. Ein Mann erzählt, daß er in Wirklichkeit mit seinem Leben abgerechnet hat, als er gerade zwanzig Jahre alt war. Er fühlte sich so zerrissen, inwendig so gefährdet, mitten in den Wirbeln seiner Pubertät so erfroren, daß er dachte, er müsse sich schützen vor den kritischen Blicken der anderen: Er baut eine normale Fassade auf und schützt sich dahinter, niemand wird ihn wirklich kennenlernen, nicht einmal die Frau, die er geheiratet hat, nicht die Kinder, die er in die Welt gebracht hat. Er war sich selber so unheimlich, daß er allen anderen

zum Geheimnis wurde. Und dennoch hat er womöglich nie aufgehört zu glauben, es könne stattfinden, was im Bild der Hochzeit immer auch gemeint ist: es kämen zusammen Denken und Gefühl, Ideal und Realität, Innen und Außen, Hoffnung und Erfüllung, Pflicht und Neigung, Menschsein und göttliche Bestimmung. Nichts ist so arg, wie wenn Menschen ihre Ideale einfach verlieren, aus Enttäuschung, aus Frustration, aus Mutlosigkeit.

Man kann umgekehrt nicht versprechen, daß alles wahr wird, was wir möchten; es läßt sich keine Garantie ausschreiben: Hier erfüllen sich alle deine Hoffnungen. Aber genau dazwischen die Hoffnung nicht zu verlieren, das läßt uns bereit sein für den Moment, da der Himmel die Erde berührt. Wie es im Leben eines Menschen konkret aussieht, kann hunderterlei von Gestaltungen annehmen. Da arbeitet jemand an einem bestimmten Thema jahraus und jahrein, ihm schwebt eine bestimmte Frage vor, er kann sie aber selber nicht einmal präzise benennen — wie soll er die Lösung wissen? Es ist, als siebe er ständig Sand auf der Suche nach kleinen Körnern von Gold, und sie finden sich nie, sooft er auch das Sieb schüttelt. Es kann sein, daß er darüber sechzig oder siebzig Jahre alt wird. Es kann sogar bei Gott sein, daß er das Goldkorn der richtigen Frage und der passenden Lösung niemals findet. Aber eines der Wunder Gottes ist anzuschauen im Gesicht so vieler Menschen. Man sagt mitunter, ein Mensch sei so jung, wie er sich fühlt. Ich glaube, man kann das abwandeln: Er ist so schön, als er noch hofft. Und dies in den Augen oft von scheinbar körperlich alten Menschen wahrnehmen zu dürfen ist ein unglaubliches Geschenk ans Leben. Da sind Menschen, die haben nie aufgehört, zu suchen, zu fragen, zu glauben, zu hoffen, und das hat sie zu Menschen gemacht und immer näher, ohne daß sie's wußten, zu Gott geführt. Es geht bis in den Bereich des Politischen hinein, es bestimmt am Ende die Gesetze der Weltgeschichte. Wann hätten wir Deutschen vor 1989 noch auch nur an so etwas geglaubt wie Freiheit, Selbstbestimmung, Einheit? Keiner unserer Politiker, wenn er ehrlich ist, hatte das auf seinem Fahrplan und auf seiner Tagesordnung. Es wurde uns geschenkt, als es kam. Aber daß mit einemmal nach vierzig Jahren Unterdrückung drüben ein Volk war, das wach und bereit war, an seine Freiheit zu glauben und sie wahrzunehmen, als sie zum Greifen nahe kam, ist etwas Unerhörtes.

Nie sollte man die Menschen verleumden, indem man sie für so flach hält, wie sie oft erscheinen. Mitten im Staub wohnen die Keime der Sehnsucht, und sie sind nicht auszurotten. Für scheinbar sehr kleine Dinge können Menschen sehr große Entscheidungen treffen, und das macht sie groß vor Gott. Ob es immer weise ist, so zu handeln, so unbedingt gespannt, ist schon wieder etwas anderes. Was Jesus hier Klugheit nennt, besteht nicht im Sich-Zurechtfinden mit den Interessen: Wie finde ich mein Einkommen und wie erhalte ich mir mein Auskommen? Die Klugheit, von der er hier spricht, ist einzig bezogen auf das Wachhalten und Durchhalten einer Hoffnung, die nicht trügen darf, weil wir Menschen sind und damit wir Menschen bleiben. Das ist das ganze Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen.

Es ist aber richtig: Es gilt hier zu wählen in der Lebenseinstellung. Es gibt am Ende nur ein Entweder—Oder, wie man gelebt hat, ob stets zu kurz ausgelegt mit seinem Lebenswillen oder mit der Spannkraft, immer hinauszusehen über den Rand dessen, was grade noch überschaubar war. Und es gibt einen Augenblick, der da heißen kann: Zu

spät. Wir wissen nicht, was in Erfüllung geht, aber daß wir hoffen auf eine Erfüllung,
dies läßt uns leben, das macht uns weit, das schenkt uns die Ewigkeit.